

**Die Inversion der Rhetorik und
das Wissen von Sprache.
Zu Heinrich von Kleists Aufsatz
»Über die allmähliche Verfertigung
der Gedanken beim Reden«**

WOLFRAM GRODDECK

Die so überaus evidente These in Kleists Aufsatz »Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden«, wonach man, um seine Gedanken zu entwickeln, anscheinend einfach drauflosreden soll, erscheint heute psychologisch binsenwahr, und wir sind zunächst auch geneigt, Kleists Ausführungen für eine Wahrheit von hohem praktischen Wert anzusehen. Dennoch begegnet man dieser Einsicht über die spontane Entwicklung von Gedanken beim Reden im Ernstfall dann doch wieder mit Skepsis und zieht es vor, seine Gedanken gefunden und ausformuliert zu haben, bevor man eine Rede hält. Solche praktische Skepsis gegenüber der These einer spontanen Gedankenerzeugung im Akt des Redens möchte ich als Anhaltspunkt dafür nehmen, wie sehr Kleists Aufsatz eben doch *gegen* die übliche Ansicht über das Verhältnis von Denken und Reden konzipiert ist.

Die eigentümliche Problematik des kleinen – zwischen 1805 und 1808 verfassten, aber erst 70 Jahre später publizierten – Aufsatzes¹ hat

1. Da der Aufsatz in Roland Reuß/Peter Staengle (Hg.): *Heinrich von Kleist. Sämtliche Werke, Brandenburger Ausgabe*, Frankfurt am Main 1988ff. [=BKA] noch nicht erschienen ist, zitiere ich den Text nach Klaus Müller-Salget (Hg.): *Heinrich von Kleist. Sämtliche Werke und Briefe. Erzählungen, Anekdoten, Gedichte, Schriften*, Frankfurt am Main 1990, Bd. 3, 534–540 [=Müller-Salget; Zitatnachweise von Kleists Aufsatz nach dieser Ausgabe im folgenden nur mit Seitenzahl in Klammern]. Das Manuskript von Schreiberhand mit eigenhändigen Korrekturen von Kleist und mit redaktionellen Markierungen von fremder Hand ist im Zweiten Weltkrieg verschollen. Vgl. dazu auch

in der Kleist-Sekundärliteratur zwar noch nicht jene methodologische Aufmerksamkeit erhalten, wie sie etwa dem Aufsatz »Über das Marionettentheater« zuteil wurde, aber das Interesse der Forschung hat sich in den letzten Jahren deutlich vertieft. Bezog sich die ältere Kleist-Forschung zwar immer wieder auf die suggestive Überschrift des Aufsatzes oder auf einzelne Formulierungen daraus, so ist erst in den letzten Jahren der Text als ganzer Gegenstand eigener Untersuchungen geworden. Dabei scheint sich eine Tendenz zur Interpretation vor allem aus kommunikationswissenschaftlicher Sicht abzuzeichnen.² Auch wenn Joachim Theisen in seiner ausführlichen und sehr genauen Interpretation immer wieder rhetorische Begriffe reflektiert, ist der Bezug auf die Tradition der Rhetorik, um den es im folgenden gehen soll, bisher doch, so weit ich sehe, nur bei Jill Anne Kowalik expliziter thematisiert worden. Sie zeigt, wie genau sich Kleists Terminologie – etwa im Wort »Verfertigung« – an den Sprachgebrauch der schulrhetorischen Handbücher des 18. Jahrhunderts anschließt und liest die Ausführungen Kleists als eine konsequente Parodie auf die zeitgenössische Schulrhetorik und zugleich als Ausdruck einer tiefen Sprachskepsis.³

Man sollte aber die Tatsache nicht aus dem Blick verlieren, daß sich Kleist – über welche Vermittlungen auch immer – selbst in die Tradition der klassischen Rhetorik von Aristoteles bis Pseudo-Longin stellt. Auf den essentiellen Bezug zur klassischen Rhetorik kann man schon in Kleists Briefen einen deutlichen Hinweis finden. Der Aufsatz

Helmut Sembdner (Hg.): *Heinrich von Kleist. Sämtliche Werke und Briefe*, München⁸ 1985, Bd. 2, 925 [=Sembdner]. Eine ausführlichere Beschreibung der Handschrift und eine Liste von interessanten, sonst nirgends vollständig mitgeteilten »Lesarten« findet sich in Erich Schmidt (Hg.): *H. v. Kleists Werke*, im Verein mit Georg Minde-Pouet und Reinhold Steig, kritisch durchgesehene und erläuterte Gesamtausgabe, 4. Band, Leipzig und Wien o.J. (1904-1905), 392f. [=Schmidt].

2. Das gilt insbesondere für die beiden jüngsten Arbeiten: Jens Kapitzky: »Erfolgreose Meditation und kommunikative Erkenntnis. Zu Kleists Aufsatz *Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden*«, in: *Kodikas/Code, Ars Semiotica. An International Journal of Semiotics* 21 (1998), No. 3-4, 251-270 und Joachim Theisen: »Es ist ein Wurf wie mit dem Würfel; aber es gibt nichts anderes.« Kleists Aufsatz »Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden«, in: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 68. 4 (1994), 217-244. Eine inspirierende Lektüre des Kleistschen Aufsatzes gibt Michael Rohrwasser: »Eine Bombenpost. Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Schreiben«, in: Heinz Ludwig Arnold (Hg.): *Heinrich von Kleist, Text + Kritik, Sonderband*, München 1993, 151-162. – Bei Theisen, 219, Anm. 6, findet sich auch ein ausführlicheres Literaturverzeichnis der bisherigen Arbeiten zum Thema.
3. Jill Anne Kowalik: »Kleist's Essay on Rhetoric«, in: *Monatshefte* 81. 4 (1989), 434-446.

ist ja dem Freund Rühle von Lilienstern gewidmet; und über diesen Adressaten (dem er schon den frühen Text: »Aufsatz, den sichern Weg des Glücks zu finden und ungestört – auch unter den größten Drangsalen des Lebens, ihn zu genießen!«⁴ zugeeignet hatte) schreibt nun Kleist, in einem Brief an Ernst von Pfuel vom August 1805:

»Rühle ist in der That ein trefflicher Junge! Er hat mir einen Aufsatz geschickt, in welchem sich eine ganz *schöne* Natur ausgesprochen hat. [...] Er kann, wie ein ächter Redekünstler, sagen, was er will, ja er hat die ganze Finesse, die den Dichter ausmacht, und kann auch das sagen, was er *nicht* sagt.«⁵

Die Briefstelle von Kleist zeigt, wie sehr hier der *Dichter* aus der Perspektive des *Redners* gedacht wird, und im Lob »wie ein ächter Redekünstler« hat sich noch etwas von dem Glanz erhalten, der den antiken Rhetor einst umgab.

Der Aufsatz »Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden« thematisiert den Zusammenhang von »Gedanke« und »Rede« und berührt damit auch das eigentliche Grundproblem aller Rhetoriklehre, nämlich das Verhältnis von »res« und »verbum«, von Sache und Wort, oder – anders übersetzt – von Gedanke und Ausdruck.

Geht jedoch die klassische Rhetoriklehre – von Cicero bis hin zur Tübinger Rhetorik – davon aus, daß der »Gedanke« *vor* der sprachlichen Formulierung gefunden sein müsse und unabdingbare Voraussetzung für die kunstvolle »Verfertigung« der Rede sei, so demonstriert Kleist nachdrücklich eine synchrone Wechselwirkung von Denken und Reden mit dem paradoxen Effekt, daß der Gedanke erst am Ende der Rede »fertig« ist. Kleists Umkehrung⁶ des traditionellen Verhältnisses von Gedanke und Wort konterkariert nun deutlich die klassische Lehre von der Abfolge der fünf Arbeitsgänge des Redners: Hier kommt zuerst die *Inventio* (die Findung der Gedanken), dann die *Dispositio* (die Gliederung der Gedanken), drittens die *Elocutio* (die sprachliche Ausformulierung der Gedanken), dann folgt die *Memoria* (das Auswendiglernen der Rede) und ganz zum Schluß noch die *Actio* (der Vortrag der Rede). Kleists Behauptung einer »allmähliche[n] Verfertigung der Gedanken beim Reden« impliziert eine bewußte Umkehrung dieser traditionellen Abfolge.⁷ Denn nun kommt zuerst der fünfte Arbeitsgang, die *Actio*

4. Müller-Salget, 515-530.

5. BKA IV/2, 374.

6. Auch Joachim Theisen, »Es ist ein Wurf wie mit dem Würfel«, macht die Beobachtung, Kleist habe in seinem Aufsatz »im Grunde die gesamte klassische Rhetorik auf den Kopf gestellt« (ebd., 234) – allerdings nicht in bezug auf die »Verfertigung der Rede«, sondern in Hinsicht auf die Funktion des Zuhörers.

7. Zur Konzeption der fünf Arbeitsgänge in der klassischen Rhetorik ausführlicher Vf.,

oder der Vortrag. Es folgt, entsprechend der *Elocutio*, eine sprachliche Ausformulierung aufs Geratewohl, welche – statt der *Dispositio* – zu einer diffusen Gliederung führt und die unerwartet in der *Inventio*, der Findung des Gedankens, dem ersten Arbeitsschritt des klassischen Redners, endet. – Nur der vierte Arbeitsgang des Redners, die *Memoria*, hat in dieser Umkehrung keinen Platz, sie transformiert sich, würde ich sagen, zum Begriff des *Wissens* im Text.

Es scheint mir durchaus erhellend zu sein, Kleists rhetorischen Geniestreich auf dem Hintergrund der traditionellen Lehre der Beredsamkeit zu sehen, da so deutlich wird, daß es sich bei seinem Aufsatz um eine komplizierte *ironische* Konzeption handelt. Es gibt andere Texte von Kleist, denen man die Ironie sofort ansieht, z. B. der kurze Aufsatz »Betrachtungen über den Weltlauf«⁸, welcher die Abfolge der Zeitalter in der Entwicklung der Kulturen einfach umkehrt, oder die Abhandlung »Allerneuester Erziehungsplan«⁹, welche die Einrichtung einer »Lasterschule« zur Hebung der Sitten vorschlägt. Demgegenüber ist die Ironie im Aufsatz über das Verfertigen der Gedanken beim Reden nicht so offensichtlich.

Nun bedeutet aber ›Ironie‹ nicht einfach, daß das Gegenteil vom Gesagten gemeint sei, sondern die Ironie funktioniert ja gerade dadurch, daß ein Sachverhalt mit seinem Gegensatz in eine spannungsvolle Beziehung gesetzt wird. Die Ironie in der Kleistschen Formulierung einer »Verfertigung der Gedanken beim Reden« provoziert eine interpretatorisch kreative Wechselwirkung zwischen der klassischen Rhetorik und ihrer parodierenden Umkehrung. In solch einem ironischen, polemischen oder gar revolutionären Umgang mit der Tradition entsteht eine neue, experimentelle Rhetorik, die zugleich ein poetisches Programm enthält.

Doch nun zu Kleists Aufsatz im Einzelnen und zur Logik seiner Darstellung: Der Text verläuft zunächst vom ersten bis zum letzten Wort ohne jeden Absatz und imitiert insofern selbst eine improvisierte Rede, die sich ihres Zieles noch nicht sicher ist und sich daher in keinem Moment unterbrechen lassen will. Dennoch läßt sich der Text über seine inhaltliche Argumentation als ein in sechs oder sieben Abschnitte gegliedertes Nacheinander verfolgen.

Die einleitende Passage, eigentlich schon der erste Satz, formuliert die These, um welche es im ganzen Aufsatz geht:

Reden über Rhetorik. Zu einer Stilistik des Lesens, Basel, Frankfurt am Main 1995, 95-115.

8. Müller-Salget, 542.

9. Müller-Salget, 545-552.

»Wenn du etwas wissen willst und es durch Meditation nicht finden kannst, so rate ich dir, mein lieber, sinnreicher Freund, mit dem nächsten Bekannten, der dir aufstößt, darüber zu sprechen« (534).

Der Begriff »Meditation« ist hier wohl im Sinne des lateinischen Wortes »meditatio« zu verstehen, als »reines wissenschaftliches Denken« – als ein Begriff, wie er sich z. B. auch im Titel von Descartes' *Meditationes de prima philosophia* findet. Nach Adelung versteht man unter »Meditation«: »Im weitesten Verstande, eine jede Beschäftigung und Anstrengung des Gemüthes, Wahrheiten zu erkennen. In engerer, die regelmäßige Vorstellung und Vergleichung mehrerer Wahrheiten und Bemühung, ihren Zusammenhang einzusehen.«¹⁰

Kleists Aufsatz setzt also bei der Grenze oder gar beim Versagen des reinen, wissenschaftlichen Erkennens ein und rät zur Vorwärtsflucht ins Chaos der Sprache. Entscheidend ist allerdings gar nicht die Person, die man fragen oder mit der man sprechen soll, sondern der Akt des Redens selber, der in der Form der Belehrung des anderen eine Selbstbelehrung darstellt. Dabei ist »Belehrung« hier wiederum ein rhetorisch definierter Begriff, denn das *docere* ist neben dem *delectare*, dem Unterhalten, und dem *movere*, der Erregung von Gefühlen, eines der drei *officia oratoris*. Diese Beobachtung ist wichtig, weil sie die angeblich dialogische Situation als eine verkappte monologische und das heißt als eine *rhetorische* und nicht als eine *dialektische* zeigt, wie es etwa für ein philosophisches Lehrgespräch typisch wäre. Nicht *fragen* soll der »sinnreiche [...] Freund«, der »etwas wissen« will, sondern »selber allererst erzählen« (534) – getreu übrigens der rhetorischen Praxis, wonach die *narratio* am Anfang der Rede zu stehen habe.¹¹

Im folgenden Abschnitt exemplifiziert der Autor seine These am Beispiel eigener Unterredungen mit seiner Schwester. Er setzt sich dabei selbst unter den Zwang, reden zu müssen und stellt fest, daß er – zu seinem eigenen Erstaunen – allein durch den Mechanismus des Redens und durch die Wirkung eines aufmerksamen Gesichtes seinen gesuchten Gedanken schließlich findet. Ähnlich erging es wohl, schreibt der Autor des *Amphitryon* durchaus kokett, dem großen Molière mit seiner Magd.

Die nächste Passage betrifft nun explizit einen »große[n] Redner« (536) in einem weltgeschichtlichen Augenblick: Es geht um die Rede von Mirabeau aus dem Jahre 1789, welche zur Konstituierung der

10. Johann Christoph Adelung: *Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart, mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders der Oberdeutschen*, 4 Bde., Leipzig ²1703-1801, Bd. 3, 132.

11. Das Wort »allererst« wurde von Kleist übrigens erst *nachträglich* in die Handschrift eingefügt (Schmidt, 392).

französischen Nationalversammlung als gesetzgebender Instanz geführt hat. – In dieser historischen Szene vermutet Kleist ein »Gesetz« am Werk, das auch die Physik beherrscht: die Dynamik elektrischer Felder. Das seltsam anmutende »Gleichnis« von der »merkwürdige[n] Übereinstimmung« (537), die zwischen der »physischen und moralischen Welt« bestehe, findet sich auch in dem frühen Glücksaufsatz und im »Allerneueste[n] Erziehungsplan«. Hier steht es ziemlich genau in der Mitte des Textes und verbindet sich mit der Nennung der sogenannten »Kleistischen Flasche«. Hievon nachher mehr.

Im folgenden Abschnitt ist es die – ziemlich frei nacherzählte – Fabel »Les animaux malades de peste« von Lafontaine, wo sich der rettende Gedanke erst während der Rede des Fuchses einfindet. Dann folgt eine längere Passage, welche die exemplarischen Beobachtungen kommentiert und den Fall diskutiert, daß der Gedanke tatsächlich schon vor der Rede fertig ist. Hier kann der Gedanke in einem unverständlichen Stammeln untergehen, denn das Reden produziert jetzt, da der Gedanke schon fertig ist, keine Erregungsenergie mehr, so daß die, welchen solches zustößt, »selbst nicht mehr recht wissen, was sie haben sagen wollen« (539).

Im letzten Abschnitt schließlich thematisiert Kleist die Situation, wo »unterrichtete Köpfe examiniert werden« (539). Weil hier von Anfang an festgelegt ist, was zu wissen sei, können auch keine Gedanken und kein Wissen mehr entstehen. Die Kritik an den staatlichen Dispositiven des Wissens bezieht sich dabei wohl nicht nur auf die *preussische* Praxis des Examinierens.¹² Kleists Begründung seiner Kritik an der Form des Examens betrifft auch nicht nur die *Institutionen* des Wissens, sondern den *Subjektbegriff* selbst: »Denn nicht *wir* wissen, es ist allererst ein gewisser *Zustand* unsrer, welcher weiß« (540). Das Wissen erscheint nicht als Tätigkeit eines transzendentalen Subjekts, eines »Wir«, sondern als Effekt eines »Zustandes«, in welchem das Subjekt sich befindet oder eben nicht. Die Situation des öffentlichen Examens lähmt nicht nur den Kandidaten, der wissen muß oder soll, sondern auch den Prüfer, der wissen wollen muß. Mit dieser Pattsituation endet Kleists Aufsatz und die Schlußbemerkung: (»*Die Fortsetzung folgt.*«) wirkt eigentlich wenig glaubwürdig, wenn nicht gar parodistisch.¹³

12. Soichiro Itoda: »Die Funktion des Paradoxons in Heinrich von Kleists Aufsatz ›Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden‹«, in: *Kleist-Jahrbuch* 1991, 218-228.
13. Die in der Sekundärliteratur gelegentlich anzutreffende Behauptung, der Nachsatz: (»*Die Fortsetzung folgt.*«), stamme nicht von Kleist selbst, dürfte aufgrund der etwas unklaren Schilderung des verlorenen Manuskriptes bei Sembdner (Bd. 2, 393) verursacht sein. Nach den Mitteilungen in den »Lesarten« in der Ausgabe von Schmidt (393) stammt die Parenthese: (»*Die Fortsetzung folgt.*«) offensichtlich von Kleist selbst.

Achtet man nun auf das Wort »wissen« in den verschiedenen Beispielen, so fällt auf, daß es in der ersten Hälfte futurisch verwendet wird, als Noch-nicht-Wissen, in der zweiten aber plötzlich perfektivisch, als Nicht-mehr-Wissen.

Schon der Versuch einer inhaltlichen Rekapitulation des Argumentationsverlaufs zeigt, wie sich im Text irritierende Interferenzen zwischen der Gedanken-Entwicklung und ihrer szenischen oder poetischen Darstellung, ihrer Erzählung, ergeben. Ich möchte nun – in einer erneuten Annäherung an den Text – fragen, wie sich das Wissen um die Produktion von Wissen beim Reden in Kleists eigener Rede herstellt. Dabei gehe ich von der Vermutung aus, daß die Evidenz von Kleists eigener Rede nicht aus der *Mitteilung* einer Erfahrungstatsache entspringt, auch nicht aus der Stringenz der Argumente, sondern aus der literarischen *Darstellung* der Beispiele. Anders gesagt: Es ist nicht der Autor, das Subjekt Kleist, der »weiß«, wie Wissen entsteht und dies einfach mitteilt, sondern das Wissen über die Produktion von Wissen entspringt selbst erst aus der reflektierten Konstellation der Beispiele.

Die produktive Selbstbezüglichkeit des Textes entsteht durch eine »Wechselwirkung« (537) gleich am Anfang: Denn so, wie der Autor *im* Text das Gegenüber seiner Schwester benötigt, um seine Gedanken beim Reden zu verfertigen, so benötigt offenbar auch der Autor *des* Textes ein Gegenüber. Und dieses Gegenüber ist der Adressat Rühle von Lilienstern, dem der Aufsatz gewidmet ist und der, wie gesagt, von Kleist als »ein ächter Redekünstler« angesehen wurde. Aber auch dieser Adressat – das ist leicht einzusehen – ist wiederum nur ein Stellvertreter für alle späteren Leserinnen und Leser des Textes. Der konkrete Leser wird im ersten Satz der kleinen Abhandlung mit »du« angesprochen und als »sinnreicher Freund« bezeichnet. Das ist auf den ersten Blick nichts besonderes, die Anrede eines »geneigten Lesers«, eines aufmerksamen Publikums, ist literarische und rhetorische Konvention – allerdings glaube ich, hier eine besondere Konstellation zu erkennen:

»Ich sehe dich zwar große Augen machen, und mir antworten, man habe dir in frühern Jahren den Rat gegeben, von nichts zu sprechen, als nur von Dingen, die du bereits verstehst« (534).

Autor und Leser stehen hier nämlich in einem Blickkontakt, »Ich sehe dich [...] große Augen machen«, in einem Blickkontakt, der durchaus umkehrbar erscheint und der geeignet ist, eine *mise en abîme*, eine unendliche Spiegelung von Autor- und Leser-Augen, von Text und Lektüre in Gang zu setzen.

Die im Blickkontakt von Autor und Leser demonstrativ installierte Reflexion des Textes und seiner Lektüre wird noch durch einen weiteren Effekt verstärkt, der sich ebenfalls aus der Formulierung »Ich sehe dich zwar große Augen machen« ergibt. Es läßt sich darin nämlich

eine explizite rhetorische Figur erkennen, die schon Aristoteles bedacht hat. Diese Figur wurde später *evidentia* genannt. Von Cicero wurde sie auch »als *Unmittelbar-vor-Augen-Stellen*« – sub oculos subiectio – bezeichnet. Das Besondere an dieser rhetorischen Figur, die in der klassischen Rhetorik eher etwas verpönt war, ist ihr *theatralischer* Effekt: Denn – wie Quintilian tadelnd bemerkt – »es ist nicht, als ob die Dinge erzählt, sondern als ob sie aufgeführt würden«. ¹⁴

Die Dramatisierung der Rede, die Überschreitung der Rhetorik zur Theatralik, zeigt sich dann auch in der Selbstinszenierung des nachdenkenden Autors in der folgenden Szene des Textes, die zugleich auch an eine Vorrichtung für ein naturwissenschaftliches Experiment erinnert:

»Ich pflege dann gewöhnlich ins Licht zu sehen, als in den hellsten Punkt, bei dem Bestreben, in welchem mein innerstes Wesen begriffen ist, sich aufzuklären« (535).

Das »Licht«, die so evidente Metapher der Aufklärung, wird hier unmittelbar Bühnenwirksam inszeniert, aber der reflektierende Autor im Text wirkt wie ein vom Bühnenlicht geblendeter Schauspieler, der – bevor er nicht mit seiner Schwester, die »hinter [ihm] sitzt« (535) redet – gar nichts erkennen kann. Der Sinn der aufklärerischen Licht-Metapher im Text scheint also auf eine etwas doppeldeutige Art inszeniert zu sein. Und die ambivalente Metaphorik der Aufklärung wirkt auch noch in der Sentenz nach, welche die Szene mit der Schwester abschließt:

»Es liegt ein sonderbarer Quell der Begeisterung für denjenigen, der spricht, in einem menschlichen Antlitz, das ihm gegenübersteht [...]« (536).

Was sich zunächst als ein aufgeklärt humanistisches Bekenntnis zum Antlitz des Menschen liest, erweist sich alsbald als eine höchst transitorische Angelegenheit. Denn bei genauerem Hinsehen auf den Fortgang von Kleists Text muß man feststellen, daß der »sinnreiche Freund« mit den großen Augen bereits nach dem vierten Satz auf Nimmerwiedersehen aus dem Text verschwindet. Ja, er muß verschwinden, denn seine Funktion hat sich erfüllt, sobald die Gesetzmäßigkeit der Wissensproduktion, von der der Aufsatz handelt, erstmals im Text ausgesprochen ist. In dem Augenblick, wo der Autor des Textes seinen Leser darüber

14. Marcus Fabius Quintilianus: *Ausbildung des Redners. Zwölf Bücher*, hg. und übers. von Helmut Rahn, Darmstadt 1972, Zweiter Teil, 287. – Zur Dynamik der *evidentia* in der Theorie der Rhetorik vgl. den Aufsatz von Rüdiger Campe: »Affizieren und Selbstaffizieren. Rhetorisch anthropologische Näherung ausgehend von Quintilian, Institutio oratoria VI, 1-2«, in: Josef Kopperschmidt (Hg.), *Rhetorische Anthropologie. Studien zum Homo rhetoricus*, München 2000, 135-152.

belehrt hat, daß man beim Reden nicht andere, sondern sich selbst belehren soll, wird der Adressat des Textes überflüssig, und der Autor belehrt fortan nur noch sich selbst, jede direkte Anrede des Lesers, jedes »du« überhaupt, wird von nun an vermieden und durch ein unpersönliches »man« ersetzt:

»Der Franzose sagt, *l'appétit vient en mangeant*, und dieser Erfahrungssatz bleibt wahr, wenn *man* ihn parodiert, und sagt, *l'idée vient en parlant*« (535, Hervorhebung von mir).

Der Appetit der Rede ist offenbar so groß, daß sie – sich selbst beim Wort nehmend – ihr Gegenüber sobald als möglich *verschlingt*. Das im Text vergegenwärtigte Leser-Antlitz – »Ich sehe dich [...] große Augen machen« – fungiert als bloßer Energiespender des Textes und wird sogleich von ihm verschlungen und in Begeisterung verwandelt. Die Begeisterungsenergie ist aber, wie die Beispiele von Mirabeau und dem Lafontaineschen Fuchs zeigen, wesentlich Vernichtungsenergie.¹⁵ Daß die produktive Rede den Leser – überhaupt jedes Gegenüber – verschlingt, kann man allerdings auch so auffassen, daß der »sinnreiche« Leser fortan mit der Rede so eng verschlungen ist, daß er als Moment der Autoreferenz des Textes aufgehoben ist und in ihm als Sinnproduzent weiter wirkt.

Ein Satz im Text des Aufsatzes, in welchem die poetische Selbstbezüglichkeit so stark wird, daß Reden, Denken und Lesen als ein und derselbe Akt erscheinen, ist der folgende:

»Aber weil ich doch irgend eine dunkle Vorstellung habe, die mit dem, was ich suche, von fern her in einiger Verbindung steht, so prägt, wenn ich nur dreist damit den Anfang mache, das Gemüt, während die Rede fortschreitet, in der Notwendigkeit, dem Anfang nun auch ein Ende zu finden, jene verworrene Vorstellung zur völligen Deutlichkeit aus, dergestalt, daß die Erkenntnis, zu meinem Erstaunen, mit der Periode fertig ist« (535).

15. In Kleists Trauerspiel *Penthesilea*, das etwa zur selben Zeit wie der Aufsatz entstanden ist, wirkt der abgründige Zusammenhang von Essen und Reden noch offensichtlicher. Hier »parodiert« die Amazonenkönigin den »Erfahrungssatz«, »[d]aß sie vor Liebe gleich ihn essen könnte« (Vers 2993, BKA I/5, 188), indem sie diese Redensart *wörtlich* nimmt – und damit ein poetologisches Programm verwirklicht. Im Kontext von Kleists Aufsatz erscheint es evident, daß sich Penthesileas verliebter Kannibalismus als Rückübersetzung der Formel von der »allmähliche[n] Verfertigung der Gedanken beim Reden« in den parodierten ursprünglichen »Erfahrungssatz« »*l'appétit vient en mangeant*« lesen läßt. Der von der Fertigstellung seines Trauerspiels erschöpfte Dichter schrieb jedenfalls an Marie von Kleist im Herbst 1807: »Sie hat ihn wirklich aufgegessen, den Achill, vor Liebe. Erschrecken Sie nicht, es läßt sich lesen.« Sembdner, Bd. 2, 796.

Hier reflektiert die Aussage unmittelbar sich selbst. Der Satz, der mit den Worten »fertig ist« fertig ist, ist performativ: Er realisiert das, wovon er spricht – die Herstellung einer Erkenntnis beim Reden – dadurch, daß er davon spricht.

Eine solch performative Rede ist aber trügerisch. Denn das spontane Sprechen erweist sich bei genauerem Hinsehen als rhetorisch höchst kalkulierte Rede: Es handelt sich um keine spontane mündliche Formulierung, sondern um eine stilistisch elaborierte *Periode*, die den prosodischen Gesetzen von Aufschub, Höhepunkt und retardierendem Moment folgt und vor allem die Effekte des *Hyperbatons* ausspielt, jener rhetorischen Figur, welche der antike Stiltheoretiker Pseudo-Longin in seinem Traktat *Vom Erhabenen* als das bevorzugte Mittel zur Erreichung der »erhabenen Wendung« darstellt.¹⁶

Die selbstbezügliche Dynamik des Textes, in der Simulation einer natürlichen, spontanen Rede – auch dieser Effekt ist ein Stilideal der antiken Rhetorik – verdeutlicht nicht nur die Darstellung der Gedanken von der Dunkelheit zur Deutlichkeit – von der *obscuritas* zur *perspicuitas* –, sondern sie verwirrt sie auch wieder. Denn genau betrachtet verhält es sich ja so, daß der Grundgedanke des Aufsatzes, wonach die Gedanken erst beim Reden fertig werden, schon ganz zu Beginn des Aufsatzes fertig formuliert ist. Alles Folgende ist Wiederholung und Variation dieser von Anfang an feststehenden Erkenntnis. Man könnte durchaus behaupten, daß Kleists Aufsatz selber verworrene und verwirrende Passagen enthält, die sich daraus erklären, daß er eben selbst »vor aller Rede [...] mit dem Gedanken fertig« (538) gewesen ist.

Immer dann, wenn in Kleists Aufsatz die Darstellung dem Gedanken einer »allmähliche[n] Verfertigung beim Reden« mimetisch zu entsprechen scheint, läuft sie daher Gefahr, diesen Gedanken zu »parodieren«. Dazu eine Textstelle aus dem Mirabeau-Beispiel:

16. Die Nähe von Kleist zu Pseudo-Longins Ästhetik des Erhabenen zeigt sich im Vergleich des zitierten Satzes mit folgendem exemplarischem Satz aus dem Traktat *Vom Erhabenen*: »Denn wie wirklich Menschen, die zürnen, die geängstigt sind oder empört oder erregt von Eifersucht oder von etwas anderem (es gibt unendlich viele Affekte, und niemand könnte ihre Zahl nennen), immer wieder von ihrem Weg abirren, sich das eine vornehmen und dann häufig zum anderen überspringen, sinnlos mitendrin etwas einschieben, dann im Kreis zum Ausgang zurückkehren und ganz besessen von ihrer Heftigkeit wie von einem Wirbelwind jetzt hier – und gleich wieder dorthin gerissen werden und in dauerndem Wechsel tausendfach die Ausdrücke und Gedanken in ihrer natürlichen Ordnung und Verbindung ändern, so ahmen die besten Schriftsteller durch das Hyperbaton die Natur nach und erreichen die gleichen Wirkungen.« Pseudo-Longinos: *Vom Erhabenen*, Griechisch und Deutsch von Reinhard Brandt, Darmstadt ²1983, 75f.

»Ich glaube, daß mancher große Redner, in dem Augenblick, da er den Mund aufmachte, noch nicht wußte, was er sagen würde. Aber die Überzeugung, daß er die ihm nötige Gedankenfülle schon aus den Umständen, und der daraus resultierenden Erregung seines Gemüts schöpfen würde, machte ihm [sic] dreist genug, den Anfang, auf gutes Glück hin, zu setzen. Mir fällt jener ›Donnerkeil‹ des Mirabeau ein [...]« (536).

In dieser Passage zeigt sich zunächst wieder das parodistische Prinzip einer auf den Kopf gestellten rhetorischen Begrifflichkeit. Was das *Ziel* einer traditionellen Rede ist, die Überzeugung des Publikums, wird hier zur Voraussetzung des Redens: Der Redner selbst – nicht sein Publikum – ist *überzeugt*, daß die Gedankenfülle schon kommen wird. Auch der Begriff der »Erregung«, der in Kleists Aufsatz eine so wichtige Rolle spielt, wäre eigentlich ein Zweck der Rede – es ist als *movere* eines der drei schon erwähnten *officia oratoris*.

Die Feststellung über den »große[n] Redner«, der einen »Anfang« setzt, ohne zu wissen, was er sagen wird, erweckt zunächst listig den Eindruck, daß auch für Kleists eigene Rede das entscheidende Argument noch kommen wird. Der abrupte Übergang: »Mir fällt jener ›Donnerkeil‹ des Mirabeau ein« *simuliert* in Kleists Text den Gestus der plötzlichen Eingebung, die im selben Moment Thema seiner eigenen Argumentation wird und sie unversehens in den Sog der Selbstparodie zieht.

Die Rede Mirabeaus in Kleists Rede führt nun zu einer spannungsvollen Engführung zweier Rede-Instanzen im Text, wobei aber die zitierte Rede durch die parenthetisch kommentierende Rede nicht etwa aufgehalten, sondern in ihrem Tempo noch beschleunigt wird. So entsteht das Darstellungsparadox, daß gerade die *Reflexion* des rhetorischen Verfahrens die zitierte Rede zu einer *dramatischen* Szene hin transzendiert:

»Ja«, antwortete Mirabeau, »wir haben des Königs Befehl vernommen« – ich bin gewiß, daß er bei diesem humanen Anfang, noch nicht an die Bajonette dachte, mit welchen er schloß: »ja, mein Herr, wiederholte er, »wir haben ihn vernommen« – man sieht, daß er noch gar nicht recht weiß, was er will. »Doch was berechtigt Sie« – fuhr er fort, und nun plötzlich geht ihm ein Quell ungeheurer Vorstellungen auf – »uns hier Befehle anzudeuten? Wir sind die Repräsentanten der Nation.« – Das war es was er brauchte! »Die Nation gibt Befehle und empfängt keine.« – um sich gleich auf den Gipfel der Vermessenheit zu schwingen. »Und damit ich mich Ihnen ganz deutlich erkläre« – und erst jetzo findet er, was den ganzen Widerstand, zu welchem seine Seele gerüstet dasteht, ausdrückt: »so sagen Sie Ihrem Könige, daß wir unsre Plätze anders nicht, als auf die Gewalt der Bajonette verlassen werden.« – Worauf er sich, selbst zufrieden, auf einen Stuhl niedersetzte« (536f.).

Um die ganze Sprachgewalt, die Kleist in dieser dramatischen Reflexion einer Rede freisetzt, ermessen zu können, ist es aufschlußreich, den hi-

storischen Text der Rede, den Kleist hier ziemlich frei behandelt, dagegenzuhalten:

»Nous avons entendu les intentions qu'on a suggérées au roi, et vous qui ne sauriez être son organe auprès de l'assemblée nationale, vous qui n'avez ici, ni place, ni voix, ni droit de parler, vous n'êtes pas fait pour nous rappeler son discours: allez dire à votre maître que nous sommes ici par la puissance du peuple, et qu'on ne nous en arrachera que par la puissance des bayonnettes.«¹⁷

Im historischen Text der Rede ist die politische Entscheidung bereits gefallen, und dieser ›Gedanke‹ wird dem Zeremonienmeister des Königs lediglich als eine beschlossene Sache in wohlgesetzten Worten mitgeteilt. Die historische Rede des Mirabeau könnte man geradezu als ein Gegenbeispiel zu der Kleistschen Behauptung einer Verfertigung der Gedanken *beim* Reden anführen. Was also in Kleists Text als historischer Beleg für die Richtigkeit der These herhalten soll, gewinnt, bei genauerer Lektüre, seine *Evidenz* allein aus der dramatischen Reflexion in Kleists eigener Rede, in der die historische Rede Mirabeaus wie ein blitzartiger Einfall auftaucht und in die Darstellung des Textes einschlägt.

Das in Anführungszeichen gesetzte Wort »Donnerkeil« – gemeint ist ein Blitzschlag – fungiert zunächst als die topische Metapher für die plötzliche Erkenntnis, die geistige Erleuchtung, den unerwarteten Einfall oder überhaupt für die Schnelligkeit des Gedankens – ich erinnere nur an die standardisierte Redewendung vom ›Gedankenblitz‹. In der rhetorischen Tradition ist »Blitz und Donner« aber auch eine Metapher für die glanzvolle Rede selbst.¹⁸

In dem hochgradig poetischen Text von Kleist wird diese doppelkodierte Metapher produktiv eigensinnig und chaotisiert den Text. Denn über die eigentliche Bedeutung des Wortes »Donnerkeil« – der Blitz als eine elektrische Entladung – dringt plötzlich das für Kleist und seine Zeitgenossen so faszinierende Wissen über die sphärische Elektrizität in den Text der Rede ein.¹⁹ Dieses Wissen aktualisiert sich nun in dem seltsamen Vergleich des historischen Ereignisses – der Rede Mirabeaus – mit der Gesetzmäßigkeit der »Kleistischen Flasche«.

17. Zitiert nach Müller-Salget, 1121.

18. So der antike Rhetoriklehrer Quintilian: »ist nicht schon dies schön, mit den allen gemeinsamen Gedanken und mit Worten, die alle gebrauchen, es zu solchem Ruhm und Glanz zu bringen, daß man nicht zu sprechen oder zu reden, sondern, wie es Perikles gelang, zu blitzen und zu donnern scheint.« Quintilianus, *Ausbildung des Redners*, Erster Teil, 294.

19. Vgl. dazu Herminio Schmidt: *Heinrich von Kleist: Naturwissenschaft als Dichtungsprinzip*, Bern 1978.

Die »Kleistische Flasche« heißt so, weil sie 1745 von einem Ewald von Kleist – übrigens einem entfernten Verwandten von Heinrich von Kleist – erfunden wurde; es ist aber kaum als eine zufällige Selbstbezüglichkeit anzusehen, daß dieses Gerät der Experimentalphysik, das im Text das tragende Gleichnis für das »Gesetz« der erregten Rede abgibt, denselben Namen trägt wie der Autor des Textes. Die »Kleistische Flasche« ist heute bekannter unter der Bezeichnung »Leidener Flasche«. Gemeint ist damit ein Kondensator, also eine Art Batterie, mit welcher Elektrizität gespeichert und blitzartig entladen werden konnte. Das gehörte zu Kleists Zeit zu den großen Sensationen der Naturwissenschaft, denn die Erforschung der Elektrizität in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts weckte die Hoffnung, dem Geheimnis des Lebendigen im Physikalischen näher zu kommen. Die damals entstehende Experimentalphysik ist daher auch ein wesentlicher Ausdruck von »Aufklärung«. Die bis dahin dem Göttlichen zugeschriebenen Phänomene von Blitz und Donner wurden erklärbar, die Blitze ließen sich nicht nur ableiten, sondern konnten auch mit experimentellen Vorrichtungen künstlich erzeugt werden.²⁰

Der Adressat der Rede von Mirabeau, der Zeremonienmeister, wird hingegen durch den Geistesblitz in der Rede des Mirabeau in einen »völligen Geistesbankerott« (537), d. h. in den elektrischen Minuszustand versetzt:

»nach einem ähnlichen Gesetz, nach welchem in einem Körper, der von dem elektrischen Zustand Null ist, wenn er in eines elektrisierten Körpers Atmosphäre kommt, plötzlich die entgegengesetzte Elektrizität erweckt wird. Und wie in dem elektrisierten dadurch, nach einer Wechselwirkung, der ihm inwohnende Elektrizitäts-Grad wieder verstärkt wird, so ging unseres Redners Mut, bei der Vernichtung seines Gegners zur verwegenen Begeisterung über« (537).

Was der Text von Kleist in der Logik der Selbstbezüglichkeit vorführt, exemplifiziert hier das naturwissenschaftliche »Gleichnis« als Naturgesetz. Die Blitz-Metapher erscheint – so gesehen – in einem ganz wörtlichen Sinne als »der hellste[...] Punkt« (535) im Text und reflektiert also nicht nur die Plötzlichkeit der Entstehung der Gedanken beim Reden, nicht nur die durchschlagende Wirkung der Rede, sondern sie transportiert auch aktuelles naturwissenschaftliches Wissen in Kleists Text hinein.

Was ziemlich in der Mitte des Aufsatzes als ein »Gleichnis« be-

20. Auch in der Nacherzählung der Lafontaineschen Fabel ist daher *en passant*, aber in keineswegs zufälliger Metaphorik, von einem Blitzableiter die Rede: »Sire« sagt der Fuchs, der das *Ungewitter* von sich *ableiten* will, »Sie sind zu großmütig« (538, Hervorhebungen von mir).

zeichnet wird, diese »Übereinstimmung zwischen den Erscheinungen der physischen und moralischen Welt« (537), kann nun auch als Schnittpunkt einer Diskurs-Kreuzung gelesen werden, wo der neue Diskurs der Experimentalphysik sich mit dem der antiken Rhetorik berührt und poetische Energie freisetzt. Diese poetische Energie ist zugleich auch die Energie eines spezifisch strukturierten Wissens. Denn Kleists Text enthält – *erinnert* – Wissen aus den unterschiedlichsten Lebensbereichen: aus Alltag und Geschichte, aus Rechts- und Naturwissenschaft, aus Philosophie und Experimentalphysik, aus französischer und deutscher Literatur, aus Kriegsführung und Rhetorik. Aber all das Wissen ist nicht enzyklopädisch abgelegt, es ist nicht systematisch geordnet, es ist nicht geplättet, sondern es ist narrativ entstellt und reflexiv verschachtelt, es ist ein unruhiges und unsicheres Wissen, ein *implizites* Wissen, das in produktiven Formeln verdichtet ist und erst in der *Explikation* des Textes wieder akut werden kann. Es ist vor allem ein lebendiges Wissen, das sich darstellt als ein »gewisser *Zustand* unsrer, welcher weiß.« – Und ein solcher »Zustand« ist auch Kleists poetischer Text selbst in der literarischen Gestalt einer erregten Rede.

Solche Rede gibt ein Wissen von Sprache zu verstehen, das nur über endlose Explikationen in die Sprache der Wissenschaft übersetzbar wäre. Das intuitive Wissen von Sprache, das sich in Kleists Text – im virtuosen Umgang mit der rhetorischen Tradition – als ein Wissen des Autors *über* Gesetze der Sprache und Kunstgriffe der Rede ausweist, führt zu der Einsicht *im* Text, daß das Wissen von Sprache sich nicht mehr nur als Objekt der Reflexion darstellt, sondern als ein »Zustand«, in den die redenden Subjekte hineingeraten und, als wissende, zu sich kommen können. Die Sprache selber wird, poetisch verdichtet, dergestalt zum Subjekt des Wissens – als »ein gewisser *Zustand* unsrer, welcher weiß.« Damit erweist sich das Kleistsche Prinzip der »allmähliche[n] Verfertigung der Gedanken beim Reden« einerseits als eine *Heuristik*, eine »Findkunst«, andererseits auch als eine ganz eigene *Memo-ria*-Technik.

Kleists kleine Abhandlung wird lesbar als ein Modell für das spezifische Wissen von Sprache als Literatur, indem sie den Moment des Wissens – die flüchtige Gewißheit des Gedankens – nur indirekt zur Darstellung bringt, als inszenierte Selbstreflexion in einem dramatischen Augenblick zwischen den gleichgültigen Zuständen des Noch-nicht-Wissens und des Nicht-mehr-Wissens. Über die besondere Art solchen ebenso fragilen wie dramatischen Wissens, das die Literatur erinnert, sagte schon Roland Barthes in seiner Antrittsvorlesung vom 7. Januar 1977 im Collège de France, so als hätte er eben erst Kleists Aufsatz gelesen, das folgende:

»Wenn durch irgendeinen Exzeß an Sozialismus oder Barbarei alle Fächer bis auf eines aus unserem Unterricht vertrieben werden sollten, dann müßte das Fach Literatur gerettet werden, denn im literarischen Monument sind alle Wissenschaften präsent. [...] Weil die Literatur die Rede in Szene setzt, statt sie nur zu benutzen, bringt sie das Wissen in das Räderwerk der endlosen Reflexivität: durch die Schreibweise hindurch reflektiert das Wissen unablässig über das Wissen, entsprechend einem Diskurs, der nicht mehr epistemologisch, sondern dramatisch ist.«²¹

Literatur

- Adelung, Johann Christoph:** *Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart, mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders der Oberdeutschen*, 4 Bde., Leipzig ²1703-1801.
- Barthes, Roland:** *Leçon/Lektion*, Französisch und Deutsch, Antrittsvorlesung im Collège de France, gehalten am 7. Januar 1977, übersetzt von Helmut Scheffel, Frankfurt am Main 1980.
- Campe, Rüdiger:** »Affizieren und Selbstaffizieren. Rhetorisch anthropologische Näherung ausgehend von Quintilian, Institutio oratoria VI, 1-2«, in: Josef Kopperschmidt (Hg.), *Rhetorische Anthropologie. Studien zum Homo rhetoricus*, München 2000, 135-152.
- Groddeck, Wolfram:** *Reden über Rhetorik. Zu einer Stilistik des Lesens*, Basel, Frankfurt am Main 1995.
- Itoda, Soichiro:** »Die Funktion des Paradoxons in Heinrich von Kleists Aufsatz ›Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden‹«, in: *Kleist-Jahrbuch* 1991, 218-228.
- Kapitzky, Jens:** »Erfolgslose Meditation und kommunikative Erkenntnis. Zu Kleists Aufsatz ›Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden‹«, in: *Kodikas/Code, Ars Semiotica. An International Journal of Semiotics* 21 (1998), No. 3-4, 251-270.
- Kowalik, Jill Anne:** »Kleist's Essay on Rhetoric«, in: *Monatshefte* 81.4 (1989), 434-446.
- Müller-Salget, Klaus (Hg.):** *Heinrich von Kleist. Sämtliche Werke und Briefe. Erzählungen, Anekdoten, Gedichte, Schriften*, Frankfurt am Main 1990.
- Pseudo-Longinos:** *Vom Erhabenen*, Griechisch und Deutsch von Reinhard Brandt, Darmstadt ²1983.
- Quintilianus, Marcus Fabius:** *Ausbildung des Redners. Zwölf Bücher*, hg. und übers. von Helmut Rahn, Darmstadt 1972.

21. Roland Barthes: *Leçon/Lektion*, Französisch und Deutsch, Antrittsvorlesung im Collège de France, gehalten am 7. Januar 1977, übersetzt von Helmut Scheffel, Frankfurt am Main 1980, 27-29.

- Reuß, Roland/Staengle, Peter (Hg.):** *Heinrich von Kleist. Sämtliche Werke, Brandenburger Ausgabe*, [=BKA], Frankfurt am Main 1988ff., BKA I/5, Penthesilea; BKA IV/2, Briefe Mai 1801-August 1807.
- Rohrwasser, Michael:** »Eine Bombenpost. Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Schreiben«, in: Heinz Ludwig Arnold (Hg.), *Heinrich von Kleist, Text + Kritik*, Sonderband, München 1993, 151-162.
- Schmidt, Erich (Hg.):** *H. v. Kleists Werke*, im Verein mit Georg Minde-Pouet und Reinhold Steig, kritisch durchgesehene und erläuterte Gesamtausgabe, Leipzig, Wien o.J. (1904-1905).
- Schmidt, Herminio:** *Heinrich von Kleist: Naturwissenschaft als Dichtungsprinzip*, Bern 1978.
- Sembdner, Helmut (Hg.):** *Heinrich von Kleist. Sämtliche Werke und Briefe*, 2 Bde., München ⁸1985.
- Theisen, Joachim:** »Es ist ein Wurf wie mit dem Würfel; aber es gibt nichts anderes.« Kleists Aufsatz ›Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden‹, in: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 68. 4 (1994), 217-244.